

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 28

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

3. Fortsetzung

Er fühlt ganz deutlich, dass Niki mit seinem übertriebenen Misstrauen diesmal Unrecht hat. Wenn man so schön ist, kann man nicht falsch und böse sein — ganz ausgeschlossen! Und er hat ihr doch versprochen, zu kommen und seine Occarina mitzubringen. Sicher erwartet sie ihn morgen und wenn er nicht kommt, wird sie denken, er hat sie angeflunkert. Das geht nicht...

In sein Nachdenken dringt plötzlich ein leises Gebimmel und das Knarren eines Wagens. Onkel Andre! Und gleich kommt ihm auch die Erleuchtung, er wird dem Onkel Andre den Fall vorlegen und hören, was der dazu meint.

Rasch läuft er zur Leiter und schlittert in den Hof hinunter. Aber er findet nur die Eselin Chicca, die, an das Wägelchen angeschirrt, an einem wilden Artischokenstrauch knabbert, wozu die kleine Glocke an ihrem Halsriemen rhythmisch anschlägt. Onkel Andre ist offenbar schon in die Küche hinaufgegangen, man hört ihn eben mit dem Vater sprechen, sogar in richtigem Französisch, statt, wie gewöhnlich, im Mentoneser Dialekt, den Niki unbegreiflicherweise noch immer nicht so gut verstehen oder gar sprechen kann wie sein Sohn.

Die warme, wohlthuende Bassstimme von Onkel Andre mit den klingenden Vokalen und dem rollenden R erinnert immer ein bisschen an Gesang. Niki spricht natürlich viel rascher und eleganter. Seine kurzen Einwürfe klingen manchmal wie ungeduldige Kommandos, und seine Stimme ist viel heller und schärfer. Wenn man ein bisschen näher ans Haus geht und sich auf den untersten Ast des Feigenbaumes setzt, kann man auch ganz genau verstehen, wovon die Rede ist.

Immer dieselbe Geschichte natürlich. Onkel Andre weiss schon wieder irgend einen reichen Mann, der bestimmt bereit wäre, Geld einzulegen, wenn Herr Raffal ihm etwas genauere Auskünfte über seine Erfindung geben wollte. Es ist

der Epicier und Weinhändler Risso aus Gorbio. Er hat „du pain sur la planche“, was in diesem Fall so viel besagen soll, dass er einen Haufen Geld, zwar nicht auf der Bank, sondern natürlich irgendwo im Strumpf hat. Aber wenn Herr Raffal (Onkel Andre sagt der grösseren Feierlichkeit halber nicht einmal wie sonst nach der hübschen Gewohnheit des Landes „Herr Dominique“), wenn Herr Raffal sich nie entschliessen kann, irgend jemand seine Erfindung vorzuführen — wo soll dann das nötige Geld herkommen, um die Apparatur auszubauen oder gar die Maschinen aus Prag hertransportieren zu lassen?...

Aber Raffals Widerspruch klingt sehr entschieden, beinahe schon ein wenig gereizt, trotz aller Höflichkeit:

„Entschuldigen Sie, Herr Andre, ich weiss, wie gut Sie es meinen, aber erlauben Sie mir, mit aller Offenheit zu sagen, dass Sie die Angelegenheit nicht ganz richtig beurteilen können. Es hat keinen Zweck für mich, wenn ich ein paar tausend Francs bekomme, die doch nicht einmal für die notwendigsten Installationen eines richtigen Laboratoriums ausreichen und mich dafür der Gefahr aussetze, dass irgend etwas von meinem Verfahren vorzeitig in die Öffentlichkeit dringt. Nicht, als ob ich etwa dem Herrn Risso misstraute, aber nicht jeder kann so gut schweigen wie Sie, lieber Andre.“

Die schmeichelhafte Schlusswendung, mehr noch als das sachliche Argument, verfehlt seinen Eindruck nicht. Mit einem gutmütigen Lachen beeilt sich Onkel Andre zu versichern, dass natürlich Herr Raffal die Sache besser beurteilen kann als er, ein einfacher Mann, der freilich auch ein gutes Stück Welt gesehen hat während seiner Dienstzeit auf dem Torpedoboot und später im Krieg. Herr Raffal erinnert sich gewiss...

Ja, Herr Raffal erinnert sich. Aber er gibt zugleich zu bedenken, dass man, wenn möglich, noch heute abend das neue Mineral bestrahlen sollte. Und bis zum Steinbruch von Bon Voyage sind es gut zwei Stunden, zurück mit dem beladenen Wagen mindestens zweieinhalb. Dann noch die Zeit für das Aufladen... „Vor 8 Uhr können Sie kaum zurück sein, lieber Andre, selbst wenn Sie unterwegs keine Panne mit Ihrer Chicca haben.“

Wie auf ein Stichwort lässt die Eselin in diesem Augenblick ein besonders energisches Gebimmel ertönen. Andre steckt den Kopf zum Küchenfenster hinaus, um seiner Chicca etwas Tröstliches zuzurufen und verabschiedet sich dann von Herrn Raffal unter herzlichem Händeschütteln und mit der unwahrscheinlichen Versicherung, er werde fliegen.

Dann geht er gemächlich die Treppe hinunter, den mächtigen Römerkopf nachdenklich gesenkt. Die zuversichtlich strahlende Heiterkeit, die sonst der bäuerlichen Schönheit seines grossgeschnittenen offenen Gesichts trotz schon ergrautem Schläfenhaar etwas angenehmen Knabenhaftes verleiht, ist jetzt ein wenig sorgenvoll verschleiert. Er zuckt bedauernd die breiten Schultern und vollführt mit dem rechten Arm eine so weitausladende Geste, dass er sich dabei natürlich die Hand anschlägt, denn die Treppe ist für seine Körpermasse reichlich eng. Aber als er dann drunter Tinos ansichtig wird, der schon auf dem Wägelchen sitzt, die Leine in der Hand und aus Leibeskräften bemüht, Chicca von ihrem Artischokenstrauch loszureissen, da ist seine gute Laune gleich wieder hergestellt.

Sonne

Sonne! — Unseres Lebens
Warmes, leuchtendes Licht;
Flammendes Ziel des Strebens —
Ohne Dich wären wir nicht.

Deiner mächtigen Urkraft
Beugt sich die irdische Bahn,
Ewig in treuer Gefolgschaft,
Nach des Allmächtigen Plan.

C. Oesch (1942)

Die beiden begrüßen sich herzlich und wortreich wie zwei Freunde, die sich nach jahrelanger Trennung wiederfinden, und dann rattert das Wägelchen geräuschvoll über das rissige Pflaster des Hofes.

Am Tor dreht sich Tino noch einmal um und ruft zum Küchenfenster hinauf: „Wiedersehen, Niki!“ und dann noch einmal, aus Höflichkeit gegen Onkel Andre, „Ciao“, was auf Mentonesisch ungefähr dasselbe bedeutet.

3.

Schon zum drittenmal stockt das Gespräch. Bogadyn rückt nervös mit seinem Sessel und streift dabei versehentlich mit der Fusspitze den Kopf der schönen Pyrenäenhündin, die unbeweglich, die Wachsamkeit selbst, zwischen ihm und der Herrin am Boden liegt. Das Tier legt die Ohren zurück und gibt ein drohendes Knurren von sich.

Bogadyn rettet seine elegant beschuhten Füße schleunigst unter den Sessel.

„Dummes Vieh!“ lacht er verärgert auf. „Kann Freund von Feind nicht unterscheiden.“

Die Tänzerin zieht den Kopf des Hundes an sich und schmiegt ihre Wange an das weiche, ockerfarbene Fell. Wie mühsam unterdrückte Schadenfreude zuckt es um ihre Mundwinkel. „Pfui Roma, wie benimmst du dich?“ schilt sie leise. Es klingt eher wie ein Lob, das Roma mit einem verhaltenen Freudenlaut quittiert.

„Sie kennt dich nicht mehr. Sie war ja noch ganz klein damals, ein dummes Hundebaby. Immer musste man aufpassen, dass sie nicht unter das Tram kam. Weisst du noch?“

Er nickt zerstreut. Sein Blick haftet in plötzlich aufbrechendem Verlangen an ihrem feuchtroten, leidenschaftlich geschwungenen Mund, der mit diesem nebensächlich hingestreuten „Weisst du noch?“ den magischen Kontakt der Erinnerung in ihm auslöst. Wie schön sie geworden ist, schöner als je. Das Licht spielt in leuchtenden Reflexen auf dem smaragdgrünen Spiegelsamt ihres Hauskleides, unter dem sich die vollkommene Linie des Körpers verrät. Sie muss jetzt siebenundzwanzig sein, kein junges Mädchen mehr. Aber dieses schöne Gesicht mit der eigensinnigen Kinderstirn und den dunkelschimmernden, ein wenig schräg stehenden Augen, hat noch einen neuen Reiz bekommen: den sublimen Reiz der künstlerischen Persönlichkeit.

„Ja, es ist lange her, dass wir uns das letzte Mal gesehen haben“, spinnt er den abgerissenen Gesprächsfaden weiter.

„Drei, vier Jahre wohl, nicht?“

Ariel zuckt gleichgültig die Achseln. „Ich weiss nicht, ich hab' sie nicht gezählt.“

„Sehr schmeichelhaft für mich, danke.“

„Bitte.“

Unter ihren schmalen Lidern blitzt es wie verhüllter Spott. Plötzlich schlägt ihr Ton in ungeduldige Gereiztheit um.

„Unsinn, Sascha! Wir kennen uns, denk' ich, doch zu gut, um einander billige Schmeicheleien zu sagen. Glaubst du, ich bilde mir ein, dass du mich vermisst hast in all den Jahren?“

„Aber ich habe dich vermisst, ob du es mir glaubst oder nicht.“

Bogadyn dämpft seine Stimme zu narkotisierender Weichheit. „Der Mann bleibt seinem Gefühl länger treu als die Frau. Er liebt in jeder neuen Liebe doch immer wieder nur die Eine, die er...“

Er beugt sich vor und fasst nach der Hand der Freundin. Ein schräg hereinfallender Sonnenstrahl trifft sein Gesicht, das ihr in dieser unbarmherzigen Beleuchtung noch älter vorkommt, abstossend und fremd. „Nur um alles in der Welt nicht lyrisch werden, Sascha“, unterbricht sie ihn mit einem kleinen Auflachen, in dem etwas wie Befangenheit mitschwingt. „Erzähl' mir lieber von interessanteren Dingen. Was machen deine Geschäfte?“

In einem günstigen Augenblick entzieht sie ihm ihre Hand und geht zum Fenster, dessen weitgeöffnete Flügel

Wir erinnern uns ...

1941:

9. Juli. Die erste deutsche Sommeroffensive in Russland weitet sich wie eine Lawine aus. Ueber Polotzk und Lepel dringt die Nordarmee in Richtung Leninograd vor. Ostrow fällt. Bei Nowograd Wolynsk widersteht die russische Südarmee.

10. Juli. In Syrien bittet der französische General Dentz um Waffenstillstand. Die Herrschaft Vichy-Frankreichs in der Levante ist damit zusammengebrochen.

12. Juli. Berlin meldet als Ergebnis der zu Ende gegangenen Panzerschlacht im Raume Bjelostok-Minsk 400 000 russische Gefangene und zeigt vorzeitig an, dass deutsche Truppen vor Kiew stünden.

1942:

12. Juli. Berlin meldet: «Der Feind ist vernichtend geschlagen». 1000 Panzer, 1688 Geschütze sind die Beute. Das Donezgebiet wird im Norden flankiert. Charkow und Kursk liegen schon 300 km hinter der Front. Die Russen räumen Millerowo.

13. Juli. Bei El Alamein gehen die Engländer zu den ersten Gegenstössen über. Es beginnt durchzusickern, dass die Rommel-Armee wegen Erschöpfung nicht weiterkomme. Niemand ahnt, dass diese Erschöpfung mit einer salzwassergefüllten Trinkwasserleitung zusammenhängt.

1943:

9. Juli. Die dritte deutsche Sommeroffensive beschränkt sich auf zwei schmale Fronten südlich und nördlich von Kursk. Die Russen melden den Abschuss von 669 deutschen Fliegern und die Vernichtung von 1791 Panzern in 3 Tagen.

12. Juli. Die Alliierten sind in Sizilien beiderseits Cap Passero gelandet. «Ganz Italien bietet dem Feinde die Stirne», lautet die fascistische Propaganda. Aber es fallen nach wenigen Tagen Siracusa, Augusta, Ragusa, Florida.

15. Juli. Die deutsche Angriffskraft in der Schlacht beiderseits Kursks scheint sich schon zu erschöpfen.

1944:

8. Juli. Die grosse russische Sommeroffensive schlägt nach der grossen Kesselschlacht bei Minsk «ungeheures Tempo» an. Wilna wird nördlich umgangen, Baranowitschi fällt in der Mitte, die Stösse zielen über Lida gegen den mittleren Niemen.

10. Juli. In der Normandie stehen die Alliierten auf 60 km breiter Front im Angriff. Vorzeichen eines Durchbruches zeigen sich. La Haye und Caen fallen. In Italien dringt die 5. Armee an der Westküste vor und besetzt Volterra, 55 km südlich von Livorno.

alle Düfte des Abends einlassen. Die Hündin folgt ihr mit den Augen, jederzeit bereit, ihr zur Hilfe zu kommen, falls etwa der fremde Mann es wagen sollte, sich ihr zu nähern. Aber Bogadyn bleibt auf seinem Platz.

„Seit wann interessierst du dich für Geschäfte?“ fragt er, sichtlich aus dem Konzept gebracht.

Sie antwortet nur mit einem stummen Achselzucken. Irgend etwas im Garten drunten scheint ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Plötzlich dreht sie sich um und sieht Bogadyn grade ins Gesicht.

„Irgend jemand hat neulich behauptet, du wärst vollkommen ruiniert“, bemerkt sie trocken.

Seine Augen weichen ihr aus. „Und wer war dieser Irgendjemand, wenn man fragen darf?“

„Ich weiss nicht mehr. Es wurde uns in Paris erzählt, auf einem Ball der rumänischen Botschaft. Man sagt von dir, dass du in allen Spielsälen der Welt zu treffen wärst.“

„Nicht möglich!“ spöttelt er. „Dein Gewährsmann scheint sich ja in den Spielsälen selber gut auszukennen. Übrigens —“ er betrachtet angelegentlich seine sorgfältig polierten Fingernägel — „etwas stimmt natürlich an dem Geschwätz. Ich habe Geld verloren, ziemlich viel sogar, wenn auch nicht im Roulette, sondern —“

„— im Bac? Das kommt auf dasselbe heraus.“

„Unsinn, bei einer geschäftlichen Transaktion, bei der mein Bankier mich falsch beraten hat. So etwas kann schliesslich dem gewiegtesten Geschäftsmann passieren.“

Er zündet sich mit nervösen Fingern eine Zigarette an und wirft sie nach ein paar Zügen in die Aschenschale. „Aber sprechen wir wirklich von etwas Interessanterem. Von dir zum Beispiel, kleine Lela, oder vielmehr „grosse“ Lela, muss man jetzt sagen, wie? Du bist ja inzwischen eine internationale Berühmtheit geworden.“

Er verfällt in einen albern vertraulichen Ton, der Ariel auf die Nerven geht. Sie hasst ihn dafür, dass er die Taktlosigkeit besitzt, sie Lela zu nennen. Der alte Kinderkosenamen berührte sie aus diesem Munde nur noch peinlich, wie etwa ein verstaubtes Andenken, das man in irgendeinem Schubladenwinkel entdeckt, nachdem das Erlebnis selbst schon längst entzaubert und vergessen ist.

„Von mir ist nicht viel zu erzählen“, sagt sie missmutig. „Mein Leben ist nicht so romantisch, wie sich der Laie das

Leben einer grossen Tänzerin vorstellt. Reisen und wieder reisen — jahraus, jahrein. Alle drei Tage ein anderes Hotel, anderes Essen, andere Gesichter. Und dazwischen nichts als Ärger: mit dem Kapellmeister, mit den Partnern, mit — ach...!“ Sie wirft in einer Anwendung von Überdruß den Kopf zurück. „Manchmal hab' ich es satt. Dann möchte ich am liebsten...“

„Was möchtest du?“

„Alles hinwerfen. Mich irgendwo in die Einsamkeit vergraben, in ein kleines Haus auf dem Lande, mit Tieren und einem Garten dabei, einem grossen, wilden Garten voller Blumen.“

„Das würdest du wahrscheinlich sehr bald ebenso satt bekommen. Übrigens hast du doch eine Villa im Tessin.“

„Die das ganze Jahr leer steht, ja. Es lohnt sich gar nicht, sie erst instand setzen zu lassen für die paar Tage, die man dort verbringen könnte. Kaja hält es doch nirgends aus, wo nur einmal am Tag die Post kommt. Sie ist krank, wenn sie nicht täglich ein paar Verträge für mich abschliessen kann.“

„Der alte Cerberus!“ Bogadyn stösst ein knurrendes Lachen durch die Zähne. Die alte Abneigung gegen die strenge Aufpasserin bricht wieder in ihm durch, eine Abneigung, die, wie er genau weiss, auf Gegenseitigkeit beruht. „Hat sie dich immer noch so an der Kandare wie früher?“

(Fortsetzung folgt)

Bundesrat Karl Schenk

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages

Ein Schmerzensruf ging durch die Schweiz, als am 18. Juli 1895 Bundesrat Karl Schenk den Verletzungen eines schweren Unfalls erlag. Die Tageszeitungen brachten ehrende Nachrufe und in allen Gauen des Vaterlandes beklagte man den Verlust des idealgesinnten Staatsmannes, der während acht Jahren der bernischen Regierung und mehr als drei Jahrzehnte der obersten Behörde der Eidgenossenschaft angehört hatte.

Bundesrat Schenk stammte aus dem Emmental. Sein Grossvater war noch ein kleiner Landwirt und Weber gewesen, den unternehmungslustigen Vater aber zog es nach Bern, wo er eine mechanische Werkstätte eröffnete. Die Mutter, eine Signauerin aus der Brunnmatt, schenkte vierzehn Kindern das Leben, starb aber schon 1830. Dies war der Grund, weshalb der damals neunjährige Karl Schenk, zusammen mit einem älteren Bruder, in einer württembergischen Erziehungsanstalt untergebracht wurde. Dort blieb er auch nach dem Tode seines Vaters und dachte daran, Missionar zu werden. Allein, sein Bildungsdrang erweckte in ihm den Wunsch, die Universität zu besuchen. Schenk kehrte daher 1839 nach Bern zurück. Hier absolvierte er das Gymnasium und bezog 1842 die Hochschule. Noch lebte damals im Gedächtnis aller der unglückliche Straussenhandel, der zur Folge hatte, dass die zürcherischen Liberalen das Regiment niederlegen und Männern der konservativen Partei das Feld räumen mussten. Karl Schenk blieb diesen Dingen gegenüber nicht gleichgültig, und damals reifte in ihm die Erkenntnis, dass es für die Republik kein nachhaltigeres Mittel zur Beschwörung fanatischer Umtriebe gebe, als eine solide Bildung des Volkes. Mit Fleiss lag er deshalb seinen theologischen Studien ob und eignete sich eine gründliche klassische Bildung an. Aber er wollte kein einseitiger Büchermensch werden. Er liebte auch das Wandern, Turnen und Schwingen und war als Korpsbursche ein geübter Fechter und Schütze. In jenem unheildrohenden Frühjahr 1845, in dem die Freischaren nach Luzern marschierten, bereitete sich Schenk auf das Staatsexamen vor, und im Herbst des gleichen Jahres trat er eine Vikarstelle in Schüpfen an. Mit Recht hat man den jungen Geistlichen zu den Sechszundvierziger Liberalen gerechnet, war er doch ein Freund Stämpflis und anderer, die er während der Verfassungsratsperiode öfters in Bern aufsuchte, mit ihnen disputierte oder sie auf eine Volksversammlung be-

gleitete. 1847 machte Schenk als Feldprediger den Sonderbundskrieg mit; im darauffolgenden Frühling bezog er die Pfarre in Laupen, und zwei Jahre später kehrte er als Ortsgeistlicher nach Schüpfen zurück. Er hatte sich inzwischen mit Elise Kehr, einer Primarlehrerin, verheiratet und nahm nun im neugegründeten Heim seine philosophischen und bibelkritischen Studien wieder auf.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit unterstützte der junge Pfarrer die Gemeinde in der Verwaltung des Schul- und Armenwesens. Aufmerksam verfolgte er auch das kantonale Parteileben, und als die Regierung Bloesch auf dem Gebiete der Erziehung destruktive Massnahmen ergriff, stellte er sich unentwegt auf die Seite der bedrohten Freunde und legte in einer Aufsatzreihe über Zwingli seine Auffassung von einer im Sinne des Fortschritts kämpfenden Kirche dar. Diese Haltung bewirkte nun, dass Schenk an einen schwierigen Posten des öffentlichen Lebens gerufen wurde. 1854 hatte sich nämlich im Kanton Bern eine Fusionsregierung gebildet, in der konservative und radikale Elemente annähernd gleich stark vertreten waren. In diese Behörde wurde der liberale Schöpfener Pfarrer am 26. März 1855 als Nachfolger des zurückgetretenen Regierungsrates Fischer gewählt, um die Direktion des Armenwesens zu übernehmen. Die Zustände, die er dort antraf, waren entsetzlich. Die Unterstellung der Heimatgemeinden gemügend. Die Unterstützungspflicht der Heimgemeinden gegenüber ihren Angehörigen hatte sich bei der grossen Bevölkerungsvermehrung als unhaltbar erwiesen und ein Reformversuch war gescheitert. Nun galt es für den neuen Departementschef, einen Weg aus dem zerrütteten Zustand zu finden. Schenk verfasste zu diesem Zweck zwei Denkschriften, in denen er die Ursachen des bisherigen Misserfolges aufdeckte und ein Projekt über eine verbesserte örtliche und freiwillige Armenpflege ausarbeitete. Die darin enthaltenen Gesetze und Vollziehungsverordnungen wurden vom Grossen Rat nach heftigem Ringen fast unverändert angenommen. Doch der junge Regierungsrat blieb bei dem Begonnenen nicht stehen. Er gedachte vielmehr die Armengesetzgebung noch durch eine obligatorische Krankenversicherung zu ergänzen, er kämpfte für die Erweiterung der Volksrechte und für die Einführung des obligatorischen Referendums.

Zufolge Krankheit, materieller Not und unglücklicher Experimente der Regierung auf dem Gebiet der Eisenbahnpolitik